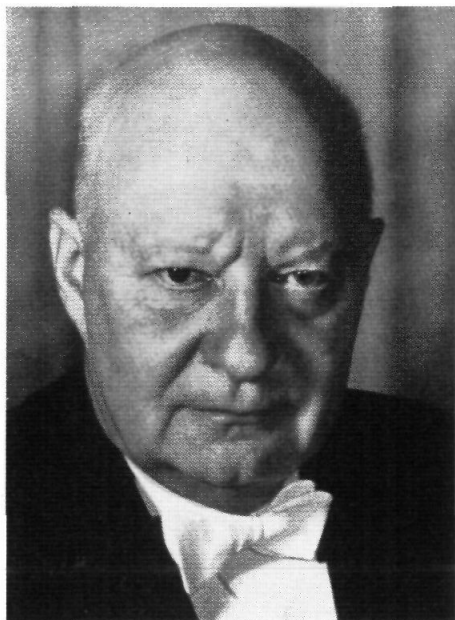


PAUL HINDEMITH



Weg und Werk des 65jährigen

Seit Richard Strauss hat es keinen deutschen Komponisten mehr gegeben, der Weltgeltung gewonnen hätte. In der Stille seiner Schaffensjahre aber wuchs ihm ein Nachfolger: Paul Hindemith. Dieser universale Musiker, dessen 65. Geburtstag die musikalische Welt am 16. November begehen wird, ist im Laufe der letzten 40 Jahre immer neu umstritten gewesen. Immer neu entzündeten sich an dem „Fall Hindemith“ das Für und Wider um die moderne Musik. Hindemith hat mancherlei Wandlungen durchlebt. Sie alle sind, wie wir heute sehen, keine Stil-Maskeraden, sie sind Stil-Metamorphosen. Niemand unter seinen Zeitgenossen, der — von dieser stilistischen Wandlung her gesehen — so vielschichtig wäre, wie Hindemith es ist.

Der Lebensweg des Vielgewanderten beginnt 1895 im Kleinbürgerlichen zu Hanau am Main. Kurhessisches Erbe mütterlicherseits und schlesisches Erbe väterlicherseits vereinen sich in seinem Musikerblut. Das Volksläufige und das Mystische bleiben so die Grundkräfte, aus denen sich Weg und Werk des Musiker-Menschen Hindemith nahren. Der Volksschule entwachsen, wird er von Sekles und Mendelssohn an das Hoch'sche Konservatorium in Frankfurt aufgenommen. Er durchläuft die Streicherklassen, die theoretischen und kompositorischen Kurse im Geschwindsschritt. Knapp 20jährig holt ihn die Frankfurter Oper als Ersten Konzertmeister ins Haus. Militärdienst unterbricht in der Endphase des I. Weltkriegs die musische Arbeit. Der Realist in Hindemith hat in dieser Zeit dem Mystiker gleichgezogen. Aus dem Inferno des Krieges heimgekehrt, rückt er erneut in die Konzertmeisterstelle ein. Freie Konzertfahrten als Bratscher im

Amar-Quartett gesellten sich hinzu. Auch organisatorische Aufgaben erwachsen dem vitalen Mittzwanziger. Als Mitbegründer der Donaueschinger Musiktage, als Programmverantwortlicher der ersten Baden-Badener Musikfeste wird sein Name in diesen frühen 20er Jahren international genannt, abgelehnt oder bejubelt. Kecke Kammermusiken, frivole Operninszenierungen mit Kokoschka, Stramm und Marcellus Schiffer heizen die öffentliche Meinung auf Siedegrade ein.

Der Sturm glättet sich mit einer Berufung an die Musikhochschule nach Berlin. 1927, mitten in den Unruhen politischer, wirtschaftlicher, geistiger und künstlerischer Art und Abart. Berlin, damals vor Paris, vor London, vor New York Brennpunkt des musikalischen Weltgeschehens, wird für Hindemith zum Schmelzofen seiner selbst. Die kompositorische Ernte des Jungmeisters selber: Jugend- und Spiel-Musiken, Singebücher, Kinderoperen, Gebrauchsmusik. Aber doch auch die erste abendfüllende Oper: „Cardillac“, die Schauer-Geschichte von dem Mörder-Goldschmied aus der Novelle des Gespenster-Hoffmann. Und weiter: Geistliche Gesänge, Rilkes „Marienlieder“ für Sopran und Klavier. Beide Werke, „Cardillac“ wie „Marienleben“, hochexpressiv, polyphonisch, freitonale. Schon zeichnen sich Ansätze der Formzucht an, die über das Erbe der Romantik des 19. Jahrhunderts hinweg zurückgreifen auf das Vorbild der Altklassik und des Barock.

Auch die theoretische Fundierung verbreitert sich in diesen Berliner Lehrjahren. Aus den praktischen Musizierkursen erwachsen Übungsbücher für zwei- und mehrstimmigen Satz, erwächst endlich die vielgenannte „Unterweisung im Tonsatz“. Sie sollte die Klärung der Kompositionsweise Hindemiths werden, die physikalistisch, obertonreihig fundiert ist. Gravitierende tonale Zentren bestimmen das Klanggefälle. Hier wurzelt Hindemiths Ausschaltung aller zwölftonreihigen Formierung. Schönberg, in diesen Berliner Jahren Hindemiths Professoren-Kollege bei der „Preußischen Akademie der Künste“, tritt nicht in das schöpferische, nachschaffende oder erzieherische Blickfeld ein. Dioskuren der neuen Musik, die doch ihre eigene Bahn ziehen.

Die Bahn beider Musiker sollte bald schon gestört sein. Schönberg muß gehen. Er emigrierte über Paris nach Kalifornien, wo er sich einen neuen Schülerkreis gründet, sendungsbewußt, fast messianisch wie er war. Hindemith aber trifft zunächst nur der Bannstrahl der Machthaber im eigenen Land. Furtwängler setzt sich 1934 noch in der Berliner Philharmonie für die Uraufführung der „Mathis-Sinfonie“ ein. Doch bleibt Hindemith suspekt, verpönt, „jüdisch-kultur bolschewistisch“ infiziert, wie die Diktatoren es sehen. Immerhin, der Lebens- und Schaffensnerv ist ihm nicht durchschnitten: Ankara, die türkische Regierung, ruft ihn, das Musikschulwesen des Landes organisieren zu helfen.

Doch die Drangsal daheim wächst ins Bedrohliche. Hindemith flüchtet freiwillig in die Schweiz. Von hier 1940 in die USA. Dreimal schon hatte ihn sein Weg dorthin geführt, als Lehrender und Aufnehmender. Jetzt ruft man ihn, mitzuarbeiten am Jugendmusikwerk der Vereinigten Staaten. Tanglewood wird eine der Hauptstationen dorthin. Der Lehrstuhl an der Yale University, 10 Jahre verwaltet, vereint praktisches Musizieren, praktisches Singen mit

theoretischem, historischem, ästhetischem Studium. Ganz das Ideal des Musikanten und Musiker-Philosophen in Hindemith, die genaue Entsprechung seiner Berliner Zeit.

Das betrifft auch die kompositorischen Arbeiten des gefestigten Meisters. Werkaufträge der Universitäten, der Konzertgesellschaften, der Industrie fachen seine Form- und Klang-Phantasie je neu gezielt an. Zu einem Zyklus von Sonaten für fast alle Instrumente unseres Orchester-Arsenals tritt der „Ludus tonalis“, kontrapunktische und klaviertechnische Übungen an Hand von Fugen und Interludien, das „Wohltemperierte Klavier“ unseres Jahrhunderts. Das Pädagogische hat sich ins Reinmusikalische überhöht. Parallel laufen sinfonische Arbeiten, teils für den Konzertsaal, teils für die Tanzbühne geschrieben. Konzertwerke für Klavier, für Klarinette, für Blasorchester, für Violoncello, für Harfe und kein Ende. Tanzlegenden auf „Die vier Temperamente“ oder auf Mallarmés „Hérodiade“. Auch Chorwerke wieder: zu der frühen Bann-Kantate „Das Unaufhörliche“ nun ein Requiem auf die Gefallenen nach Whitman, schließlich eine geistliche Kantate auf Claudel-Texte. Universalität und Praktikizität halten sich auch auf dieser Spätsstufe die Waage.

Nach dem Ende des Krieges zog es ihn zurück in seine Heimat. 1947 bereits besucht er das geschlagene, zerschlagene Deutschland wieder. Aber Berlin, die Stätte seines frühen Wirkens, bleibt ihm verschlossen. Um eine Enttäuschung mehr beschwert, kehrt er nach Amerika zurück, um alsbald doch im alten Europa wieder Wurzeln zu schlagen, in der Schweiz, die ihm im Übergang schon Asyl war. Die Universität Zürich ehrt ihn mit einem Lehrstuhl. Er besteigt ihn 1951. Kaum sieben Jahre später, 1957, verläßt er ihn wieder. Sein „Lehrauftrag“ soll künftig nur mehr Komponieren heißen und Konzertieren. Als Interpret seiner orchestralen Musik ruft ihn ganz Europa an die ersten Plätze. Auch Deutschland. Aber Westeuropa mehr, sogar der Ferne Osten.

Von den Flügen und Reisen zurück, steigt er in seine Klausur zu Vevey am Genfer See, immer neu in die schöpferischen Schächte, zu den Müttern hinab. Seine Hinwendung nun auch zu der in frühen Jahren bescholtenen und schimpften Romantik schockiert nun und verstört die ewigen Leugner der Tradition. Schon Hindemiths „Metamorphosen“ auf Themen von Weber hatten ihn als Abtrünnigen erscheinen lassen. Erst recht tat dies die „Neuaufgabe“ seiner Künstler- und Gelehrten-Oper „Mathis“, die Kepler-Oper „Harmonie der Welt“. Sie kam über die Münchener Opernfestspiele von 1957 nicht eigentlich hinaus. Bisher nicht. Eine weitere, wenn nicht die bitterste Opern-enttäuschung des Altmeisters Hindemith. Sein Ideal der epischen, ethisch gerichteten Opernform ist unzeitgemäß geworden. Wird seine Zeit wiederkommen können?

Hindemith wird und kann nur seinem Gesetz gehorchen. Gestern, heute, morgen. An uns ist es, die Vielfalt seiner schöpferischen wie seiner nachschaffenden Werke aus ihrer Eigengesetzlichkeit heraus zu begreifen. Eines dürfte die Altersweisheit dieses Musikers von jedem erwarten, der guten Willens ist. Aufgeschlossenheit, Duldung, Demut. Freilich, es ist nicht jedem in dieser Zeit beschieden, die Bedrängnis und die Turbulenz seiner eigenen Jahrzehnte zu einer „Sinfonia serena“ auszukelnern. Hindemiths Wein ist von rhein-mainischem Gewächs. Kein schlechter Wein, wie die Welt weiß. Heinrich Lindlar